

fluter.

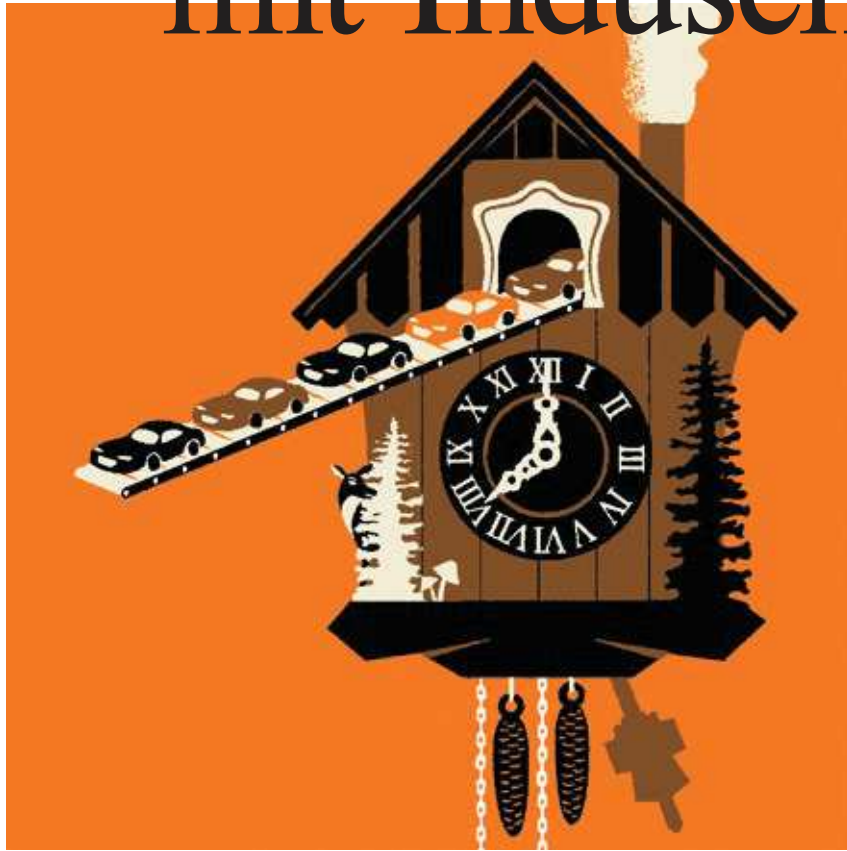
Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung

Land



Land, angedickt mit Induschtrie

Teil 1



Über die Dörfer mit unserem Reporter Bartholomäus von Laffert. Teil 1: Reute, Baden-Württemberg

→ Wie das glupschige Auge eines Zyklopen leuchtet das Sparkassen-Emblem in die Nacht. Nicht bloß Markenzeichen eines Geldinstituts, mehr symbolischer Lockruf eines Dorfes, einer ganzen Region: Hier gibt es Banken, hier gibt es Geld. Und obendrauf einen Friseursalon, einen Zahn- und einen Hausarzt, einen Netto-Markt, einen Bäcker, zwei Metzger, ein Dutzend Flüchtlinge.

„Ich bin 27, und wenn ich ans Kinderkriegen denk, dann wünsch ich mir schon, dass ich die morgens sorglos rausschicken kann zum Spielen in den Wald, und abends kommen's unversehrt wieder zurück“, sagt Tim, guckt verliebt durch vom Kiffen verquollene rote Äuglein und streichelt Ann-Kathrins Hand. „Weißt du“, sagt Ann-Kathrin zu mir. „Ich glaube, viele von uns haben keinen Bock mehr auf Vierzigstundenwoche. Unsere Leistungsgesellschaft läuft langsam aus. Die Leute sehen es nicht mehr ein, sich umsonst kaputtzumachen.“

In BaWü ist das Land angedickt mit viel Induschtrie. So viel, dass ein jeder Arbeit findet, der Arbeit finden will. In Bad

Waldsee sitzt der Wohnmobilhersteller Hymer, im Nachbarkaff Aulendorf hat der Konkurrent Carthago gleich eine eigene „City“ aus dem Boden gezogen, in der sich Wohnmobile wie römische Legionäre zu Hunderten in Schildkrötenformationen zusammenschließen. Drum herum fette Gewerbegebiete voller hässlicher Konsumbaracken, die Land fressen und Arbeitsplätze schaffen.

Fragen, die sich ein Landkind in Baden-Württemberg stellt: Wieso sollte ich weg, wenn ich hier alles habe? WG-Zimmer bezahlen, wenn ich auch eine ganze Wohnung bekommen kann? Und wenn ich in die Stadt will, dann bin ich in 20 Minuten in Ravensburg oder Biberach. Und wenn ich nach Neuseeland will, dann fahr ich eben zum Flughafen und fliege nach Neuseeland.

Notiz an mich selbst: Diese Landkinder haben dein Leben – und das Land!

Es ist zehn Uhr morgens, und doch hat es schon zwanzig Grad. Ich stehe zusammen mit der Guten Beth in einem schlauchförmigen Gang. Sie hat ihre Augen halb geschlossen, ihr zarter Körper ist geronnen und zur Skulptur erstarrt. Daneben ein Bittbuch, in dem landfromme Pilger ihre Bittbuchpoesie niedergeschrieben haben:

„Liebe Gute Beth, schick Nina u. Benny bald Nachwuchs. Sie wären so wundervolle Eltern. Danke.“

„Liebe Gute Beth, ich bitte dich um Heilung meiner Melancholie. Auch bitte ich um Beistand für meinen lieben Sohn in der Prüfungszeit. Danke“

„Ich bitte dich fon Heilung for ADHS. Noah“

Auf dem Land ist der Glaube noch groß, das merkt man gleich, wenn man ins Bittbuch der Guten Beth schaut, einer Wunderheilerin aus dem 15. Jahrhundert, der im Kloster Reute gehuldigt wird.

Drei Nonnen sitzen im Schatten des Sonnenschirms, alle drei mit Brille, schwarzen Gewändern, die gescheitelten Haare unter hüftlangen Schleiern. Klara, 33, Leonie, 36, und Elisa, 38, sind die Jüngsten aus dem Konvent. „Land ist, als würde jemand kräftig auf deine inneren Bremsen treten. Land ist Reizarmut, der Zwang, dich mit dir selbst zu beschäftigen und dem, was du wirklich glaubst“, sagt Elisa. Aus demselben Grund haben Mönche und Nonnen schon vor tausend Jahren angefangen, ihre Klöster aufs Land zu bauen, wo man tiefer, inniger, ehrlicher glauben kann als irgendwo sonst.

Und wo wir gerade am Puls der Zeit fühlen, sprechen wir über Heimat, wie es ja derzeit ziemlich in Mode ist, und Elisa sagt: „Heimat ist Glaube angereichert mit Menschen.“ ←

„Bevor i in die Stod geh, schiaß i mia ins Knia!“



Über die Dörfer mit unserem Reporter Bartholomäus von Laffert. Teil 2: Gaiendorf in Niederbayern

→ „Wema uns jetzt küssen, dann woas des morgen des ganze Dorf.“

Der Satz steckt fest in meinem Hirn, als ich morgens aufwache. Außerdem spüre ich einen staubigen Klumpen Teer im Rachen, die Jacke riecht nach Lagerfeuer, in meinem Kopf schallert ein Ohrwurm: „Du bist der geilste Ort der Welt / bist unser Leben und alles, was zählt.“

Es war die Nacht vom 30. April auf den 1. Mai, ich saß in Niederbayern auf dem Land und bewachte einen Baum, besser: eine 28-Meter-Fichte auf dem Dorfplatz in Gaiendorf, aus der später ein Maibaum wurde. Die Landjugend hatte Bierbänke aufgestellt und Schilder entlang der Dorfstraße, auf denen stand: „Du hupst, wir trinken!“ Ständig hupte einer, wir tranken Bier, die Fahrer Cola-Mix. 150 Mitglieder hat die Landjugend,

90 sind aktiv. Erzieherinnen und Optikerinnen die Frauen, Landwirte, Schweinemäster und Käser die Männer. Der Rest arbeitet bei BMW, jeden Morgen um halb sieben fährt der Werksbus über die Höfe, transportiert die Arbeiter vom Land nach München und am Abend wieder zurück. „Wenn BMW noch mal hustet, dann hat die Region a Riesenproblem“, sagte einer.

Die Jugendlichen in Gaiendorf tragen entweder Bauern-Prada von Engelbert Strauss oder Landjugendpullover in Schwarz mit dem identitätsstiftenden Wappen: ein Kreuz, ein Pflug, ein Acker. Die Burschen dazu Lederhosen, die zwei Weltkriege überlebt haben. Maskuline Statussymbole, von den Großvätern vererbt. So ist das in Bayern auf dem Land: Der Vater ist Schreiner, du übernimmst die Schreinerei, der Vater ist Bauer, du übernimmst den Hof. Und mit dem Betrieb wird ein Stück Familienstolz gleich mitvererbt.

„Manche gehen halt in d’ Stadt, weil des jetzt so a Art Trend ist: nach Minga, Rengschburg, Dingolfing. Wir bleim dahoam, weil’s dahoam am scheensten ist“, sagt Lucas und fügt an: „Der Nonplusultra-Punkt ist die GMIATLICHKEIT.“ Jetzt darf man nicht den Fehler machen und Gmiatlichkeit der Einfachheit wegen mit Gemütlichkeit übersetzen. Es ist mehr eine tiefe, ehrliche Zufriedenheit, wenn man morgens vors Hoftor tritt, in die Weite blickt, die Alpen am Horizont, und sich krumm freut, dass man geboren wurde.

Gmiatlichkeit ist auch: die Entschädigung für harte Arbeit, so sagt es der Hinteregger Martin. Ein Mannsbild von Typ mit gerötetem Gesicht und fleischwolfartigem Händedruck. Zusammen mit dem Vater schmeißt er eine Schweinemast.

Ich stand irgendwann am Straßenrand und pinkelte gegen einen Baum, als der Hinteregger Martin kommentierte: „Schaut’s a mal her, der lasst sein Brunzbursch’n so richtig aussahenga!“ Es war zwei Uhr morgens, fast alle in Deutschland hatten an diesem Tag, dem Tag der Arbeit, frei, nur der Hinteregger Martin nicht. „I werd um sechs Uhr aufstehn, d’ Sau fuadan.“

Und wann machst du frei?

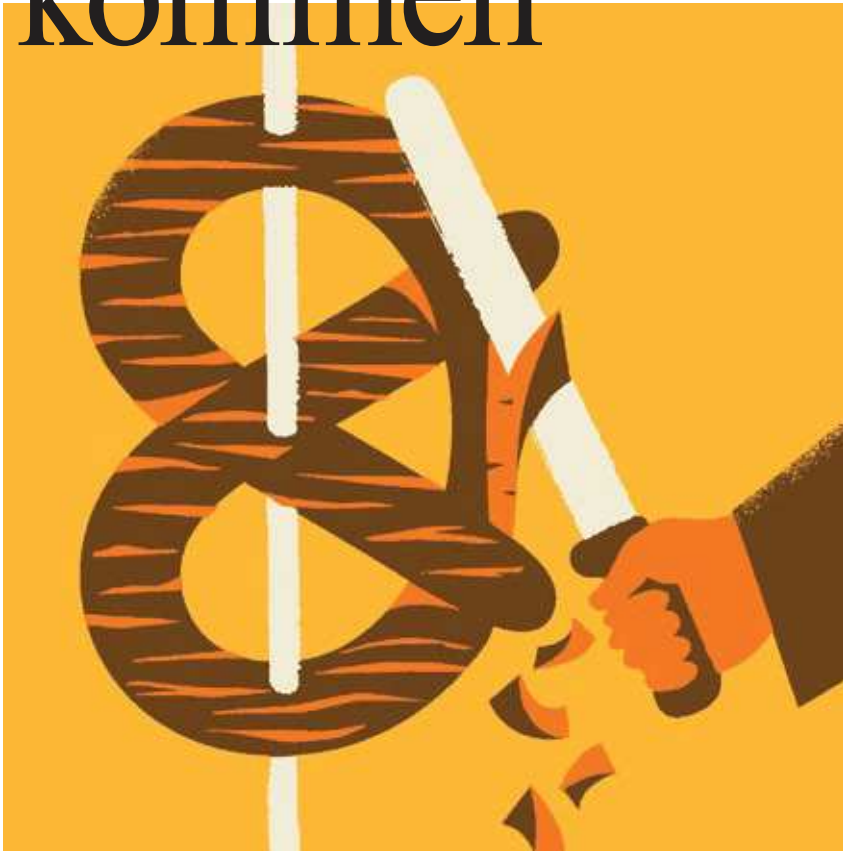
„Sechs Tag im Jahr fahr i auf d’ Berghütt’n, mehr is ned drin.“

Hast du dir mal ein anderes Leben erträumt?

„Na, nie. Aber oans woäß i gewiss: Bevor i in die Stod geh, schiaß i mia ins Knia!“ ←

„Die Bäcker gehen, die Türken kommen“

Teil 3



Über die Dörfer mit unserem Reporter Bartholomäus von Laffert. Teil 3: Trogen, Franken

Alle Illustrationen
Golden Cosmos

→ Sie heißt Aline, sitzt in der Regionalbahn auf dem Sitz gegenüber und weiß alles über Bäume. Wie bunt eingefärbte Rattenschwänze hängen ihr die Dreadlocks über die Schultern. Sie trägt Stricksocken, Cordhose und eine Jacke aus neongelbem Fleece. Sie erzählt, dass sie in einer Achter-WG in Niederbayern auf dem Dorf lebt, dass sie in Sommernächten in Hängematten schläft und dass sie morgen von Nürnberg aus nach Vilnius fliegen wird, um für ihre Bachelorarbeit in Landschaftsarchitektur über litauische Wälder zu forschen. Sie erzählt, dass artengeschützte Zauneidechsen im Kiesbett der Bahn leben und dass es die Deutsche Bahn jedes Jahr Millionen kostet, die Zauneidechsen umzusiedeln. Bald drückt sie mir ein Baumbuch in die Hand, mit dem ich im Vorbeifahren Arten bestimmen soll. Noch als ich abends auf der Suche nach Nahrung durch das oberfränkische Kaff Trogen laufe, muss ich an die „Bastard Schwarz Pappel“ denken.

Dicht an dicht quetschen sich die Menschen in den Dönerladen im Schatten der Kirche, an dem sich die Dorfgeister scheiden. Bevor sie alt und greis wurde, backte die Bäckerin hier viele Jahrzehnte lang Brot, seit zwei Wochen nun ist der Türke drin. Das sagen sie hier wirklich so: Türke drin, wie Wurm drin. Eine frustrierte Mittfünfzigerin schnaubt beim Vorbeilaufen: „Die Bäcker gehen, die Türken kommen, so geht’s mit Deutschland danieder.“

Abseits vom Dorf, am Endes des Feldwegs unter der pink untergehenden Sonne, steht eine kleine Holzhütte, in deren Fenster neonrot ein OPEN-Schild flackert. Stattliche Männer, die davon angezogen werden wie Mücken vom Licht. Kein Kreuz über der Tür, stattdessen ein Hausaltar, dekoriert mit Fußballschals und -wimpeln. Dort, wo in anderen Landkapellen Heiligenbilder hängen, ist ein Fernseher. Davor stehen zwei Dutzend Männer, die zum Fußballspiel grölende Männergeräusche machen und den Fernseher beschimpfen, als würde das irgendwie helfen. Nach dem Spiel troten mein neuer Freund Flo und ich nebeneinanderher über den Feldweg, beschienen vom vollen weißen Mond, zurück ins Dorf. Zum Abschied umarmen wir uns kurz. „Weißt du“, sagt Flo noch, bevor er in die Hofeinfahrt einbiegt, „das, was du machst, wäre bei uns nicht möglich. Einfach ausbrechen aus der festen Struktur und quer durchs Land...“ Dann dreht er sich um und tritt aus dem Schein der Laterne, die aussieht, als stünde sie am Set von „Singin’ in the Rain“. ←

System change, not climate change

Teil 4



Über die Dörfer mit unserem Reporter Bartholomäus von Laffert. Teil 4: Nemsdorf- Göhrendorf, Sachsen-Anhalt

→ In Göhrendorf sitzen drei Generationen Lehmann an einem Tisch und vergleichen damals mit jetzt. „Früher war mehr Arbeit“, sagt die Großmutter. „Früher war mehr Gemeinschaft“, sagt der Vater. Früher, hör mir auf mit früher, muss sich Flori doch denken, geboren 1990, letzter Jahrgang *made in East Germany*.

Auf dem Tisch stehen Stullen und Hagebuttentee, an der Wand Blümchentapete und ein Abreißkalender der Agrarnossenschaft. Oma ist noch immer Mitglied dort und nie richtig angekommen in einem Land, das sie mit 55 als „unproduktiv“ deklarierte. Der Sohn ist aus der großen Stadt zurück-

gekehrt ins Dorf, um auf der Asche neu auszusäen. Die Oma sagt: „Sämtliche Industrie hier ist nach der Wende kaputtgemacht worden. Dat wurde alles hier zerschlagen, damit der Absatz des Westens jesichert ist.“ Der Vater sagt: „Jeder kocht hier sein eigenes Süppchen. Früher jab’s zwei Fußballclubs, heute jibt’s keinen mehr. Die Übriggebliebenen treffen sich heute zum Tischtennispielen. Faschingsverein? Jibt’s nicht mehr. Und bei den Pfingstburschen ist’s janz schlimm, früher waren’s immer 15 bis 20, heute müssen wir Alten aushelfen. Früher hätten se unser-eins dafür noch ausm Wald jejagt.“

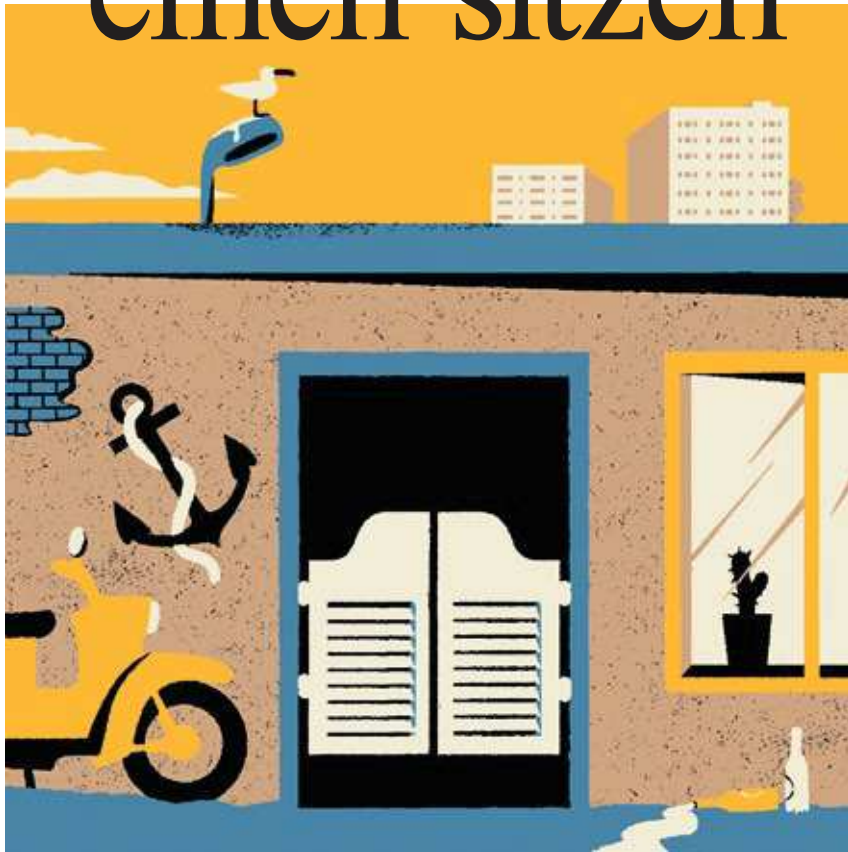
Bald sitzen Flori und ich im Auto, machen eine Rundfahrt durch die Region. Aus den Boxen Schreigeschrabbel von Floris Hardcore-Band Extinct: „Eaten by your hatred / caught up in despair / the guilt is on the strangers / that never weren’t there.“

Flori trägt eine IG-Metall-Kappe, ausgebeulte Jeans, ausgedehnte Ohrlöcher, einen Umhängebeutel mit Aufklebern drin. „Antifa bleibt Landarbeit“ steht drauf. Flori lässt sich zum Pädagogen ausbilden, ist bekennender Marxist und sitzt für die Linkspartei im Gemeinderat. Wo beim bayrischen Nachwuchs eher politischer Gleichmut herrscht, muss sich die Jugend im Osten entscheiden: Fascho oder Zecke? „Landser hat hier jeder mal jehört – die Frage ist: Hörst du damit auf – oder jehste weiter?“, sagt Flori.

Wir fahren vorbei an einer Bushaltestelle, darin stehen zwei verwaiste Paletten Bier neben zwei grimmig dreinguckenden Oldschool-Nazis. So kontextlos mit ihren Camouflagehosen, kahl rasierten Schädeln und 88-Tattoos sehen sie aus wie ausgestopfte Karikaturen aus einer längst vergangenen Zeit. An einem Laternenpfahl klebt ein „Wehr dich“-Sticker der Identitären. Flori klebt einen drüber, auf dem steht: „System change, not climate change!“

Warum bist du zurückgekehrt, Flori? „Heimweh“, sagt Flori, der im Dachgeschoss über seinen Großeltern wohnt. „In Berlin biste immer am Rennen, obwohl de weißt, dass die nächste Bahn in drei Minuten kommt. Immer die Angst, da irjendwo was zu verpassen.“ ←

„Nischt zu tun und leicht einen sitzen“



Über die Dörfer mit unserem Reporter Bartholomäus von Laffert. Teil 5: Gadebusch, Mecklenburg-Vorpommern

→ „Der wilde Osten“ steht auf Tommis schwarzem Kapuzenpulli. Das Kulturzentrum KuT steht wie eine alte, mit linken und Anarcho-Stickern verzierte Bastion inmitten der Backsteinstadt. An der Fassade des einstigen Klärwerks ein hingepartyter Spiderman, der ruft: „Mehr Punk in der Provinz!“ Im Hinterhof steht ein Laternenmast, über dem Springerstiefel hängen. Der Legende nach sind es Stiefel verkloppter Nazis.

Um das offene Feuer herum stehen Männer zwischen Anfang 20 und Anfang 30, allesamt mit kurz geschorenen Haaren, in kurzen Hosen mit Band-Pullovern oder solchen von Hansa Rostock. Irgendwo auf dem Körper hat jeder einen

Anker tätowiert, sie trinken Köstritzer Bier. Das einzige Mädchen ist nur zu Besuch. Aus den Boxen schallert Feine Sahne Fischfilet: „Meine ganze Generation / Jeder hier kennt die Frage schon / In Dauerschleife diese Zeilen / Gehen oder bleiben!“

Hein ist geblieben und Tommi und Tommis Bruder Jesse und Paul. „Wennde willst, findeste hier Arbeit“, sagt Hein. „Wennde keine Ansprüche hast.“ Er hat das KuT vor 20 Jahren mit erschaffen. Außer dem KuT gibt’s in Gadebusch nur mehr einen Rewe und eine Aral-Tanke, vor der sich die Jugendlichen betrinken, seit die Hafenbar dichtgemacht hat. „Wenn ich Langeweile hab, kann ich immer ins KuT kommen, und jemand ist da“, sagt Tommi, der als Trockenbauer arbeitet. „Nischt zu tun und leicht einen sitzen – und das am besten noch in Gade-

busch“, sagt sein kleiner Bruder Jesse und kloppt ihm auf die Schulter.

„Wo nichts ist“, sagt Paul, Facharbeiter für Lagerlogistik, „da kannste Neues erschaffen, wennde die richtigen Leute dazu hast.“ Er, der wegen seines kaputten Knies selbst nicht mehr spielen kann, hat im Nachbarkaff Brüsewitz eine neue Fußballmannschaft zusammengestellt. Und obendrein eine Ultra-Gruppe geschaffen, die jedes Spiel mit 20 Mann begleitet. Es ist so, wie Flori aus Sachsen-Anhalt es erzählt: Für die jungen Osis ist der Osten mehr als ein brauner Matsch aus Nazis, Arbeits- und Perspektivlosigkeit, sondern vielmehr fruchtbare Erde, die Möglichkeit auf Neuanfang.

Und doch bekomme ich in Gadebusch wieder so ein Gefühl, das mich meine komplette Reise von Bayern bis an die Ostsee begleitet: Land ist etwas zutiefst Maskulines. Von denen, die fortgehen, kommen nur die Männer zurück. Es sind die Männer, die erben, die Männer, die sich kloppen, die Männer, die Fußbällen hinterhergrölen, die Männer, die saufen, als wäre das eine olympische Disziplin.

Frauen? „Die haben sich nach dem Abschluss alle verpisst“, sagt Paul. „Die sind alle in die Stadt, wollten was aus sich machen.“ Dann verabschiedet er sich. Brüsewitz spielt morgen Mittag gegen den Poeler SV – und Paul muss früh raus, die Torlinien kreiden. ←